

№ 44. 1897.

Junge Ehe.

Novelle von L. Haidheim.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Das leichte Fähnchen mit den Volants ziehst Du mir aber aus, ich kann solche Damenmoden in meinem Hause nicht ausstehen," befahl mit einem kritischen Blick über Frieda's Anzug die gute Mutter Ellerdiek. Dann sagte sie: „'s ist nicht zu glauben! Bluse nennen sie ja wohl so ein rothes Ding? — Landraths Leonie, Du bist ja mit ihr konfirmirt worden, trägt auch so eine; für Deinesgleichen ziemt sich das gar nicht. Und zwei Volants um den Rock! Und guck 'mal ein Mensch an, einen gestickten weißen Unterrock und Lackstiefel! Mädchen, bist Du bei Trost? Eine Arbeitersfrau willst Du werden? — Dietrich, wie kannst Du solche Narrheiten leiden?"

„In Berlin trägt man sich 'mal so, und ein ordentliches Mädchen hält am meisten auf gutes Unterzeug und gutes Schuhwerk," protestirte Frieda.

„Daß Gott erbarm'! Das nennt sie gutes Unterzeug!"

„Aber ich bin hier doch auf Besuch, Tante!"

„Unsinn! Dietrich's Schwester wird schöne Augen machen! Früher war die auch eine Putzdocke, jetzt trägt sie der Frau Landräthin gern die alten Röcke nach, und neulich waren sie Alle glücklich, als die einen ganzen Korb voll altes Schuhwerk schickte."

„Das wird mir nie einfallen! Sauber und nobel muß Alles an mir sein, sonst komm' ich um. Und die paar Volants! Da solltest Du 'mal sehen, wie die Anderen sich herausputzen!" erwiederte Frieda schnippisch.

„Mutter kriegt jetzt selber einen Volant um ihr Kleid!" eilte der Alte dem hübschen Mädchen in seiner Gutmüthigkeit beizustehen.

Das Brautpaar lachte. Mutter Ellerdiek wurde ganz roth.

„Ich habe es Vater erst vorhin gesagt, daß ich den Volant nicht bestellt hab' und ihn auch nicht nehme; meinetwegen mag die Schneiderin sehen, wo sie damit bleibt!"

„Gib ihn mir nur, ich kaufe mir dann den Stoff zum Rock dazu!" tröstete Frieda sie.

„Das ist recht! Na — Du scheinst mir wirklich alle Anlage zu einer praktischen Hausfrau zu haben!" spottete die alte Frau. —

Als das Brautpaar eine Stunde später wegging, um Frieda's Gepäck zu holen, dämmerte es schon. Auf dem alten Kirchhof spielten Kinder mit betäubendem Geschrei, die Beiden aber lachten und kicherten den ganzen Weg über die alten Leute, deren Güte besonders Frieda auf eitel Dummheit zurückführte.

Sie wollte es schon machen! Den Koffer der Frau Tante würde sie nach Kräften erleichtern, das Volantkleid wollte sie ihr auch abschwatzen. — Ob der Alte Geld hätte? Sie glaubten es Beide nicht recht, aber allerlei Blechtöpfe und sonstigen Hausrath konnte er geben, und daß er's that, das bezweifelte Keines von ihnen.

„Eifersüchtig brauchst Du auf den nicht zu werden, Du Tiger," lachte Frieda übermüthig, „und nun fahr' Du nur nach Berlin zurück und sieh zu, daß Du eine nette Wohnung findest. Zwei Stuben, eine Kammer und Küche. Die eine Stube vermiethen wir dann, und zwar mit



Auf der Kirchweih. Nach einem Gemälde von E. Hader. (S. 347)

Beköstigung, das versteht sich, dann haben wir 'was Sicheres. Die Möbel müssen wir aus dem Abzahlungsladen von Michels nehmen; suche nur recht 'was Nettes aus, rothen Plüsch oder so, das fällt den Miethern gleich in die Augen. Die andere Stube kann ganz einfach sein, nicht wahr, Schatz? Nur, wenn Du müde aus der Arbeit kommst, dann hätt' ich so gern, daß Du Dich auch auf ein Sopha strecken könntest. Es braucht nicht neu zu sein, Dietrich!"

Er lachte sie glücklich an, nannte sie scherzhaft auch „Schmeichelkätzchen" und sagte zu Allem, was sie wollte, Ja. Dafür nannte sie ihn ihren guten, lieben Dietrich und wußte sich in ihrem geheimsten Innern noch recht 'was darauf, daß sie auch ihn „regierte", wie sie ihn haben wollte.

2.

So heiratheten sie. Warum auch nicht? Wie Viele machten es ganz ebenso! „Man braucht ja so wenig, um glücklich zu sein," hatte Frieda in ihren Kinderjahren den Onkel oft trällern hören. Unvergeßlich waren die Worte in ihr Ohr gefallen. Nun erprobten sie es selber, daß man wahrhaftig fast nichts dazu braucht.

Das Bett hatten sie alt gekauft, das heißt noch nicht sehr alt, nur daß es nicht neu war, der Händler schwor aber, es sei so gut wie neu und gesund, ganz gesund; er übernahm jede Garantie.

Die Möbel! Lächerlich war es, für welche winzige Abschlagssumme sie diese erhalten hatten! Ein Glück aber doch, daß der gute Ellerdiek Frieda beim Abschied in ein Papier gewickelt vierzig Mark in die Hand drückte. Die beiden Goldstücke und noch drei andere desselben Schlages waren lange des alten Mannes Stolz und Trost gewesen; ein Nothpfennig sollten sie sein, wenn 'mal 'was vorkäme. Nun hatte er die Summe angebrochen und war glückselig, als sie ihn so dankbar anlachte.

Mit diesen vierzig Mark kamen die jungen Eheleute nach Berlin. Dietrich hatte schon von einem Kameraden „ein paar Mark", wie er Friedel sagte, geliehen.

„Das Heirathen ist doch gar so einfach nicht, wie man sich denkt," sagte Dietrich schon am ersten Tage; „Jeder hält die Hand auf, das Standesamt und die Geistlichkeit, Freund und Feind. Traktiren muß man auch; wer mag sich lumpen lassen? — Und dann!"

„O, Dietrich! Gardinen! Und so schöne!" jauchzte Frieda, als sie ihre Wohnung betraten.

Ja, das war sein Hochzeitsgeschenk für sie, und ihr Ausruf machte ihn äußerst glücklich.

„Na, es sind nur billige," brummte er bärbeißig, er schämte sich immer seiner „Gutheit" gegen das junge Weib. Er war überhaupt ein grundguter Mensch, ohne jede Spur von Selbstsucht.

„Und diese Möbel! Wahrhaftig, Plüsch! Und sogar zwei Bilder! Nun, das wird ziehen! Um unsere Stube reißen sie sich; ich kann dreist drei Mark mehr fordern für die Woche, Dietrich."

„Ja, wenn wir nur erst einen Miethherrn hätten, dann brauchten wir uns um die Abzahlung keine Sorge zu machen. Vergiß nur nicht, Friedel, daß Du Sonnabend hingehst. Alle Wochen sechs Mark! Nicht vergessen, sonst verfällt das gezahlte Geld, und er holt die Möbel wieder."

„Nein, nein. Ohne Sorge!" beruhigte die junge Frau. Im Stillen dachte sie erschreckt: Sechs von vierzig bleibt vierunddreißig, andere sechs Mark hatte sie die Herreise und der Transport der Ellerdiek'schen Geschenke gekostet. Nur achtundzwanzig Mark blieben ihr. Wenn nur der Miether bald käme! —

Indessen für heute schwammen sie und Dietrich in Glück und Wonne.

Zur Arbeit konnt' er doch nicht mehr, so gingen sie später hinaus nach den „Zelten", denn Frieda sagte, sich schüttelnd: „Mich hungert ordentlich nach Menschen! In dem Krähwinkel wird man vor Einsamkeit ganz krank."

Ueber ihren „Appetit auf Menschen" lachten sie dann und waren sehr vergnügt. Einkehren wollten sie nicht, man muß sparen.

Als sie aber später an einem Tanzlokal vorbei kamen, da zuckte es Beiden in den Füßen, und Frieda's begehrlich leuchtenden Augen verriethen deutlich ihm ihre Gedanken.

„Wir müssen doch Nachfeier halten! Alle Welt feiert die Hochzeit in Saus und Braus, wir haben bei den Alten Kaffee getrunken und mageren Kuchen gekriegt. Nun wollen wir uns doch noch stärken auf die soliden Tage!"

So vieler Ueberredung hätt' es gar nicht bedurft. Er bezahlte das geringe Eintrittsgeld, schlug den Arm um sie, und da tanzten sie hin, ein gar schmuckes Paar.

„O, Dietrich!" hauchte sie ganz hingerissen.

Das machte ihn völlig wild. So hatten sie noch nie getanzt! Das war kein Tanzen mehr, das war wie im Himmel. —

„Bier her!" rief er in der zweiten Pause.

Auch sie lechzte. Sie tranken und tanzten wieder. —

Alle Tänzer und Tänzerinnen sahen auf die Beiden; ein stattlicher Unteroffizier redete Dietrich zuletzt an, der sich geehrt fühlte, denn Jener war offenbar der Vornehmste in der Gesellschaft und hatte so eine männlich sichere Weise, bescheiden und höflich, aber selbstbewußt.

Seine „Dame" machte Bekanntschaft mit Frieda. — Sie hätte gerade ihren Dienst aufgegeben, erzählte das Fräulein, sie sei bei der Komtesse Jenatzek gewesen, als Kammerjungfer; es hätte ihr aber nicht länger gepaßt. Nun genieße sie die kurze Freiheit, denn sie müsse natürlich einen Dienst wieder suchen, sie sei ein armes Mädchen, und „er" hätte auch nichts. —

Weiterhin wurde der Abend nun für beide jungen Eheleute äußerst interessant. Frieda mußte Fräulein Minna Meier erzählen, wie klug sie sich eingerichtet hatte; das Fräulein gerieth in Entzücken, und der Unteroffizier drehte seinen Schnurrbart eifrig immer spitzer.

„Also so macht man das? Furchtbar praktisch! Alle Ehre, meine jungen Herrschaften! Es hilft aber nichts, ich kriege den Konsens nicht von meinem Oberst, und so kann's wohl noch ein halb Jahr dauern, mein armes Minchen!" lachte er so eigen seine Tänzerin an; es sah wie Spott aus.

Ja, es war schade! Aber Minchen wollte es sich bei Frieda doch 'mal ansehen, wie sie sich eingerichtet hatten.

Man trank zusammen, stieß die Gläser gegeneinander, tauschte zuweilen mit den Damen und ließ keinen Tanz vorübergehen. Die Vier bildeten die „vornehme Ecke"; Dietrich wußte selbst nicht, wie er dazu kam, und erklärte es sich bescheiden aus Frieda's Anmuth und sprudelnder Heiterkeit.

— — — — — — — — — — —

Als die junge Frau am anderen Morgen aufwachte, war es heller Tag, Dietrich längst fort zur Arbeit. Sie erinnerte sich jetzt dunkel, die Weckuhr gehört zu haben, deren er sich bediente; denn er mußte für jede Verspätung Strafe bezahlen.

Der arme Mensch! Ohne Kaffee zur Arbeit! Aber als sie den Kopf hob, fühlte sie sich so zerschlagen, daß sie liegen blieb. Sie hatte heftiges Kopfweh, es hämmerte in ihren Schläfen.

Ob Dietrich wohl auch so litt? Das kam von dem vielen Bier.

Endlich erhob sie sich mühsam, steckte das Gesicht in das kalte Waschwasser, und das that ihr gut.

Aber schlecht blieb ihr doch.

Sie zog sich mühsam an und machte die Betten. Es kam ihr vor, als seien die Pfühle schwer wie Blei; davon hatte sie in der Nacht immer so angstvoll geträumt.

Wahrhaftig! Kolossal schwer! Das waren sie doch aber beim Kauf nicht gewesen?

Hatte der Händler sie betrogen?

Ihr Herz schlug vor Schrecken wie ein Hammer. Sie untersuchte die Betten, einen Beweis für einen Betrug konnte sie nicht entdecken, aber überzeugt wurde sie mehr und mehr.

Elend, traurig, geängstigt fing sie an zu weinen. Unter dem abscheulichen schweren Pfühl sollte sie nun jede Nacht schlafen?

Endlich machte sie die Kammer vollends in Ordnung. Nichts gefiel ihr. Dietrich hatte mit seinem Kleiderschrank so geprahlt, nun war es ein schmaler, einthüriger Kasten, und sie hatte so viele Kleider!

Dann wurde ihr leichter zu Muthe. In ihre Stuben schien die helle Morgensonne, die sich allerdings schon stark dem Mittag näherte.

Die Wohnstube war recht einfach, aber die Plüschstube — entzückend!

Auch die sehr kleine Küche schien ihr nett. Sie packte den großen Korb aus, welcher die Blechsachen enthielt, die Ellerdiek ihr geschenkt hatte. Auf dem Grunde entdeckte sie dann ein großes grobes Brod und neben einem tüchtigen Stück Schinken auch noch vier Würste.

Das rührte doch endlich ihr Herz.

Die guten, lieben Alten! Nun sollte Dietrich auch sein Mittagbrod haben!

Sie zündete ein Feuer an; der Herd rauchte zum Erbarmen. — Feuerung hatte sie auch nicht, sie zerschlug eine Kiste, in der das Leinen gelegen hatte, welches Mutter Ellerdiek ihr geschenkt.

Die Kiste hätte zu anderen Zwecken dienen können, aber Noth kennt kein Gebot.

Nun erst fiel der jugendlichen Hausfrau ein, daß sie weder Kartoffeln, noch Salz, noch irgend welche weiteren Vorräthe hatte.

Die vom Rauch thränenden Augen badete sie rasch in Wasser, dann setzte sie ihren Hut auf und lief zum Händler.

Das Einkaufen machte ihr Spaß. Sie fühlte, daß sie der Verkäuferin damit imponirte. Aus Eitelkeit nahm sie auch noch allerlei, was sie nicht brauchte.

Schwer beladen kam sie zurück.

Die Thür zu ihrem Vorplatz stand offen.

Bis in's Herz hinein erschrak sie, denn ihr fiel ein, daß sie nicht abgeschlossen hatte, als sie fortging.

Drinnen in der Plüschstube, deren Thür offen stand, prangte in einer gräflichen Frühlingstoilette des vorigen Jahres, die mit großem Geschick „hochmodern" gemacht war, Fräulein Minna Müller, ein Blumenhütchen auf, ein rosagefüttertes Sonnenschirmchen in den fein behandschuhten großen Händen.

„Aber, meine liebe Frau Seidel, die Thür offen! Ich fühlte mich versucht, Ihnen diese entzückende Garnitur wegzutragen!" rief Minna ihr lachend entgegen.

„Ach, bitte, plaudern Sie's nicht aus! Mein Mann traute mir nie wieder!" flehte Frieda, unter ihrer Last keuchend und ganz roth.

Im Herzen war sie über den ungelegenen Besuch erschrocken. Sie mußte ja kochen, Dietrich sollte ein gutes Mittagessen haben. Fräulein Minna errieth ihre Verlegenheit.

„Ah, Sie haben eingekauft? Wenn Sie erlauben, komme ich mit! Ich sehe so 'was sehr gern. — Selber kochen? Brr! Wissen Sie, ein Mädchen muß er mir halten; ich verstehe nicht die Idee vom Kochen! Aber ob ich ihn nehme, weiß ich noch nicht sicher! Ich kann vielleicht noch eine bessere Parthie machen!"

Frieda packte aus. Das Feuer war endlich,

nun man es in Ruhe gelassen, in Gang gekommen.

Frieda stellte eine gute Reissuppe mit Wurst zum Feuer. Es half nichts, sie mußte auch erst Kartoffeln schälen. Minna setzte sich hin und sah ihr zu, wie ihre Komtesse es bei armen Leuten zu thun pflegte, nur noch viel herablassender. Dann konnte sich Frieda ihrer neuen Freundin widmen, welche Alles lobte, hinter ihrem Rücken aber über die Kammer und Wohnstube Grimassen schnitt.

Sie plauderten von allem Möglichen, besonders von den Erlebnissen ihrer Dienstzeit, von Minna's verschiedenen Verehrern, betreffs derer sie Frieda ihr vollstes Vertrauen schenkte, und eh' sie sich dessen versahen, war Dietrich da.

Er tröstete sein Frauchen. Wozu man Kaffeestuben hätte? Als Junggeselle habe er da immer sein erstes Frühstück eingenommen; dann begrüßte er Fräulein Minna, die nun aufbrechen zu wollen erklärte.

„Essen Sie doch mit!" lud Dietrich sie höflichkeitshalber ein, machte aber ein etwas betroffenes Gesicht, als sie erklärte, das ließe sie sich nicht zweimal sagen.

Während er sich wusch und zurecht machte, deckte Frieda den Tisch, und die Drei fanden Frieda's Suppe vortrefflich.

„Und wäre sie auch ungenießbar gewesen, Schatz, ich hatte mir vorgenommen: Du putzest sie hinunter, als ob es Austern in Champagner wären!" lachte Dietrich vergnügt.

Minna fragte plötzlich in das zärtliche Geplauder hinein: „Sie wollen also vermiethen? Was fordern Sie?"

Mann und Frau nannten den Preis und waren starr vor Staunen, als sie erklärte: „Gut, dann zieh' ich noch heute ein und gebe mich bei Ihnen in die Kost. Ich hab' mir mein Leben anders überlegt; ich will auf's Frisiren gehen, dann bin ich einmal mein eigener Herr und verdiene ebenso viel!"

Mann und Frau sahen sich an, dann sagten Beide Ja. Im geheimsten Herzen war es ihnen so nicht ganz recht, sie wollten lieber Herren haben, die sind leichter zufrieden zu stellen, aber das konnten sie ihrer neuen Freundin doch nicht sagen.

Dann überlegte Dietrich aber, daß eine „Dame" kein Gegenstand für seine Eifersucht sein würde, ein Umstand, welcher ihm die Sache plötzlich in annehmbarem Lichte zeigte.

Der Möbelhändler hatte ihnen für den Fall, daß sie einen Miether fänden, ein Bett, ebenfalls auf Abschlagszahlung, zugesagt. Minna erklärte aber zu des Ehepaars großer Freude, ein Bett habe sie selbst, geerbt von einer ihrer Herrinnen, und zwar ein sehr schönes.

Damit war jedes Bedenken in ihren Herzen gehoben. Fräulein Minna zog ein.

3.

Eine Reihe von Monaten war vergangen. Dietrich und Frieda Seidel lebten „aus der Hand in den Mund", waren aber ganz vergnügt, obwohl es auch allerlei Aerger und Verdruß bei ihnen gab.

Zunächst kam ihnen dieser durch ihre Mietherin.

Das Frauenzimmer erfüllte Dietrich's Herz mehr und mehr mit Wuth, denn einmal klagte Frieda, nichts sei ihr gut genug, andererseits ließ die junge Frau sich von der Hausgenossin öfter und öfter zu Spaziergängen und Ausflügen bereden, die sich nach Dietrich's Meinung Alltags für eines Arbeiters Frau nicht schickten.

Frieda klagte aber so jämmerlich über das Alleinsein und hatte auch wirklich in dieser Zeit Bewegung im Freien nöthig, kurz, der junge Ehemann gab nach und ärgerte sich dann jedesmal über seine Schwäche, denn die beiden Freundinnen kamen niemals pünktlich nach Hause, der müde gearbeitete Mann mußte sich sehr oft sein Abendbrod selbst aus dem Schranke in der Küche zusammen suchen.

Frieda hatte ihren Mann immer mehr als einen herzensguten, grundbraven Menschen kennen gelernt, und schon öfter war die leise Erkenntniß in ihr aufgestiegen, daß er eigentlich viel zu gut mit ihr sei. Er ließ ihr jedoch nicht Alles durch, so weit ging seine Schwäche doch nicht, besonders jedes Abweichen von der Wahrheit war ihm an ihr sehr peinlich, und er rügte es scharf. Sie respektirte ihn, fast wider ihren Willen, um so mehr.

Heute aber war er fuchswild.

Er hätte sein Weibchen gern auch 'mal für sich gehabt, aber richtig waren sie wieder Beide fort, und im Schranke nicht einmal eine Brodrinde, noch weniger ein Rest Fleisch oder Wurst.

Das Bier hatte Frieda, statt es wie sonst unter die Wasserleitung zu stellen, in die Stube getragen, in welche den ganzen Nachmittag die Sonne schien; es war schal und verdorben.

Da ihn hungerte, halb auch aus Trotz, beschloß er, in's Wirthshaus zu gehen.

„Ich will sie lehren, ihren Mann so zu behandeln! Vor Mitternacht komm' ich nicht nach Hause, und dann thue ich, als hätt' ich mir einen Rausch getrunken. Und morgen mach' ich Krakeel, und die Lauferei soll ein Ende haben."

Mit diesem Vorsatz ging er wieder fort. Nach wenig Schritten begegnete er einem jungen Manne, der in seiner Fabrik arbeitete, und den er gern hatte.

Sie gingen zusammen weiter, Schöngast war ledig und freute sich, Gesellschaft zu haben.

So kehrten sie in einem besuchten Bierhause ein, fanden einen guten Platz dicht am Fenster und ließen sich Sauerkraut und Pökelfleisch bringen.

Das schmeckte! Es fiel Dietrich plötzlich ein, daß er derbe Kost dieser Art wenig bekäme, Fräulein Minna konnte alles Mögliche nicht vertragen, darnach richtete sich das Kochen, obwohl Frieda seufzte, es käme zu theuer.

Während Dietrich mit Schöngast von Politik redete, gingen seine Gedanken im Stillen weiter auf der Bahn der Haushaltsangelegenheiten.

Derbe Kost gab es nie. Allerlei Firlefanz mußte Frieda kochen, Ragouts und Fricassées. Es schmeckte ja, aber es war doch nicht das Rechte.

„Ha, da ist die schöne Minna!" fuhr Schöngast plötzlich auf. „Seit wann ist die denn mit ihrer Strafe fertig? Hehlerin, Diebshehlerin, drei Jahre Zuchthaus gehabt! Wen hat sie denn da wieder gekapert? Die hat's hinter den Ohren! Na — man kennt sie; wenn sie vor den Leuten auch noch so ehrbar thut! Sie treibt's arg! Nun, der Krug geht so lange zu Wasser —"

Minna? Schöne Minna? Diebshehlerin? Zuchthaus?

Dietrich Seidel war wie gelähmt.

Dicht am Fenster vorbei ging Minna im höchsten Staat und seine Frieda in dem Volantkleide der Mutter Ellerdiek, die Erstere am Arm eines auffällig eleganten Herrn.

„Wer mag der Herr sein? Die Kleine — das ist, glaub' ich, ihre Schwester; sie gehen viel zusammen. Neulich traf ich die Beiden mit mehreren Herren auf dem Bock; es war ordentlich lustig, wie solide sie that, die Minna! Natürlich — vor den Leuten!"

Dietrich liefen dicke Schweißtropfen von der Stirn.

„Ist es Dir warm hier? Wie siehst Du aus, Kerl?" rief Schöngast, jetzt erst aufmerksam werdend.

„Wie ich aussehe? Sieht es mir Jeder an?" flüsterte der Andere heiser.

Schöngast riß die Augen auf; er begriff nichts, als daß hier etwas Unerklärliches vorging.

„Aber Mensch, so sage mir doch, was Du hast?" drängte er.

„Was ich habe? Komm' heraus, komm' mit, ich will's Dir erzählen. Es wird sich doch wohl herumsprechen, daß Seidel seine Frau mit jener Person hat gehen lassen!"

Sie waren schon draußen.

„Die Kleine ist Deine Frau? Aber wie kommt ihr denn an das Frauenzimmer?"

„Meine Frieda ahnt nichts. Oder, wenn sie's ahnt — so sei ihr Gott gnädig!" knirschte Dietrich.

Sie gingen nicht, sie rannten nach der Straße, in der Seidels wohnten.

Unterwegs erzählte Dietrich, wie Alles gekommen sei, und der Andere, was er von Minna wußte.

„Daß aber so Einer, wie Du, sich so blind machen läßt," lachte Schöngast.

„Bin ich denn zu Haus? Wochenlang seh' ich sie nicht; sie geht auf's Frisiren, Abends, wenn so viele Bälle und —"

„Bezahlt sie euch denn?"

„Zuerst, ja, ganz regelmäßig. Letzthin klagte meine Frau, sie sei ihr schon zweimal die Miethe schuldig geblieben, weil sie zu viel für Staat und andere Dinge ausgebe."

Ein Dienstmann mit einem Handwagen begegnete ihnen.

Dietrich rief ihm zu, mitzukommen, wenn er Zeit habe.

Von dem Manne gefolgt, langten sie in Dietrich's Wohnung an.

Die beiden „Damen" hatten eben einen heftigen Wortwechsel. Frieda's Stimme klang laut und weinerlich, die der Anderen nur spöttisch.

„Alles muß seine Grenzen haben. Es schickt sich nicht! Ich sage es meinem Manne!" rief die junge Hausfrau.

„Thu', was Du nicht lassen kannst! Aus Mitleid hab' ich Dich mit hinausgenommen, nöthig bist Du da gar nicht und —"

„Nein — ich thu's nicht! Und ich sage Dir, nimm den Kasten weg aus meiner Stube — wozu stellst Du ihn dahin? Und warum soll ich ihn verstecken?"

„Was für einen Kasten? Zeig' doch 'mal! Der wird die Polizei vielleicht interessiren!" klang Dietrich's Stimme in sonderbar aufgeregtem Ton dazwischen. (Fortsetzung folgt.)

Auf der Kirchweih.

(Mit Bild auf Seite 345.)

Während der Kirchweih drehen sich in dem Hauptsaale eines jeden ländlichen Wirthshauses die Paare unermüdlich im Tanz. Daneben gibt es aber auch noch Räume, wo man sich ausruhen und erquicken kann. In einen solchen läßt uns das hübsche Bild von E. Hader (siehe den Holzschnitt auf S. 345) einen Blick werfen. Das dort am Tische sitzende junge Paar hat gewiß gerade vorher miteinander getanzt. Jetzt hat der junge, wohlhabende Bauernsohn eine Kanne vom „Besten" kommen lassen und mit seiner Tänzerin angestoßen. Der feurige Wein löst ihm die Zunge, daß er endlich die Worte zu einer Aussprache findet, die ihm schon lange auf dem Herzen liegt. Der verschämt-selige Ausdruck in den Zügen der hübschen Maid belehrt uns aber zur Genüge darüber, wie sie diese Werbung „auf der Kirchweih" aufnehmen wird.

Frankenberg's Rettungsapparate.

(Mit Bild auf Seite 348.)

Die von Ed. Frankenberg in Hannover (Vertreter Paul Fränkel & Comp, Hamburg) konstruirten

Rettungsapparate (siehe untenstehendes Bild) sind in erster Linie anwendbar bei Unfällen auf Flüssen und Seen, bieten aber auch auf dem Meere im Falle eines Schiffbruchs den damit Bekleideten auf längere Zeit genügenden Schutz. Diese bereits durch Patent geschützten Apparate, deren Einzelheiten Geheimniß des Erfinders sind, bestehen theils aus vollständigen Anzügen, die über die gewöhnliche Kleidung gezogen werden, theils aus bloßen Rettungshosen und Rettungskissen. Kürzlich auf der Alster in Hamburg vor Sachverständigen stattgehabte Proben erregten allgemeines Aufsehen. Die Unterkleider zweier Herren, welche mit den von Frankenberg hergestellten Anzügen in's Wasser gingen, zeigten hinterher keinen Tropfen Wasser und machten ein Untersinken ganz unmöglich, ohne daß die Betreffenden Schwimmbewegungen ausführten. Ganz überraschend wirkte das Stehen im Wasser mit der Rettungshose; ebenso praktisch zeigten sich die Rettungskissen.

Das Opossum.

(Mit Bild auf Seite 349.)

Ein viel verfolgtes Thier der amerikanischen Wälder ist das Opossum oder die Beutelratte. Wie der letztere Name anzeigt, gehört es zu den Beutelthieren. Die häßliche, rattenähnliche Gestalt mit dem rauhen, fahlgrauen Pelz und dem nackten, langen Wickelschwanz erregt unwillkürlich Widerwillen; dazu kommt noch, daß das Opossum zu seiner Vertheidigung einen höchst unangenehmen, knoblauchähnlichen Geruch verbreitet. Es lebt einsiedlerisch und nächtlich. Auf unserem Bilde S. 349 hat ein Opossum ein Eichhörnchen erbeutet. Die Gattung der Erd- oder Backenhörnchen gehört zur Familie unserer Eichhörnchen und bildet gewissermaßen den Uebergang zu den Zieseln. Sie legen sich Höhlen unter den Baumwurzeln an, die ihnen als Nester dienen und in denen sie ihren Winterschlaf halten. Jedoch dieser Schlaf ist nicht fest, und das zerzauste Fell und die blutende Wunde hinter dem Ohre des Opossums auf unserem Bilde zeigen, daß das überfallene Thier sich mit seinen scharfen Zähnen ordentlich gewehrt hat. Dem übermächtigen Räuber mußte es indeß zuletzt erliegen. Er hat es erwürgt und auf den Baum hinaufgeschleppt. Den Wickelschwanz um einen Ast geschlungen und die Beute mit den Vorderfüßen festhaltend, beginnt das Opossum nun sein Mahl.



Frankenberg's Rettungsapparate. Nach einer Photographie von J. Thiele in Hamburg. (S. 347)

Die Spur der Spuren.

Erzählung von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Kriminalrath Heider, einer der gewiegtesten Untersuchungsrichter Alt-Wiens, hatte während seiner langen Laufbahn schon so manchen dunklen Fall zur Aufklärung erhalten, allein so dunkel und geheimnißvoll wie jener, der ihn Ende Mai 1809 beschäftigte, war noch keiner gewesen.

Ein guter Bekannter von ihm, der pensionirte Rechnungsrath Ferdinand Ritter v. Wartesheim, ein wohlhabender Junggeselle und Weiberfeind, wie es hieß, war nämlich am Pfingstmontage obigen Jahres, offenbar in dem Momente, als er im Begriffe stand, sich zur Kirche zu begeben, durch einen mit großer Kraft geführten Messerstich ermordet worden. Warum und von wem — darüber fehlte bis zur Stunde aller und jeder Anhaltspunkt.

Wartesheim hatte keine Feinde, er war nicht beraubt worden, Niemand im Hause, wo die Blutthat geschah, hatte an dem verhängnißvollen Morgen etwas Verdächtiges gesehen oder gehört, seine Dienerin, eine brave Frau, wies ein glänzendes Alibi nach, kurz trotz der sorgfältigsten Untersuchung war bisher nicht die geringste Spur des Mörders entdeckt worden.

Heider stand vor einem Räthsel. Wie sollte er es lösen? Sinnend begab er sich nochmals in die Wohnung des Ermordeten. Was er dort wollte, wußte er nicht, allein er folgte dem dunklen Drange, der ihn auf's Neue auf den Schauplatz des Verbrechens zog.

Hier war noch Alles so, wie es am Tage des Mordes gewesen war. Heider entdeckte nichts Neues, nur daß er heute die groß angelegte, sehr werthvolle Münzensammlung Wartesheim's aufmerksamer als früher betrachtete. Und es wollte ihm scheinen, als habe sich ihr Besitzer damit noch kurz vor seinem Tode beschäftigt. Mehrere Münzen und Medaillen waren herausgenommen und lagen bunt durcheinander. Sollte diesem Umstande irgendwelche Bedeutung, vielleicht die beigelegt werden, daß es der Mörder auf die Münzen abgesehen habe? Nein, dann hätte er sie jedenfalls auch geraubt, dachte der Kriminalrath und seufzte.

Keine Spur, nicht die geringste Spur! Niedergeschlagen begab er sich aus dem zweiten Zimmer, wo die Münzensammlung untergebracht war, wieder in jenes, wo der Mord geschah.

Heller, goldener Sonnenschein des scheidenden Frühlingstages erfüllte den kleinen Raum. Noch



Opossum mit einem erwürgten Erdeichhörnchen. (S. 348)

einmal flogen Heider's Augen forschend durch denselben. Er wußte selbst nicht, was er suchte. Die Gegenstände, die sich daselbst befanden, hatte er alle schon so genau betrachtet, daß er sie vielleicht besser kannte, als ihr einstiger Besitzer. Er sah absolut nichts Neues.

Doch halt! Was funkelte dort in der Fuge zwischen den beiden Dielenbrettern, die gegen die Thür zu verliefen?

Heider trat rasch herzu und hob das glänzende Ding sorgsam auf. Es war ein kleiner goldener Uhrschlüssel von neuartiger Form. Und was ihn besonders merkwürdig machte, war der Umstand, daß er von der Uhr, zu der er gehörte, offenbar gewaltsam getrennt worden war. Dies bewies das Endchen schwarzer Schnur, das sich an dem Schlüssel befand. Das hatte abgerissene Ränder.

Kriminalrath Heider stutzte.

Wem hatte der Uhrschlüssel gehört? Wartesheim oder dem Mörder?

Letzterem ohne Zweifel, denn bei Wartesheim hatte sich Uhr und Schlüssel vorgefunden. Heider wußte das genau und ebenso war ihm bekannt, daß der Ermordete nur eine Taschenuhr besessen habe.

Er muß sich des Mörders also doch zu erwehren gesucht haben und dabei hat er ihm, vielleicht schon im Fallen, den Uhrschlüssel abgerissen! Sollte das die Spur der Spuren sein? dachte Heider und vertiefte sich in Kombinationen. . . .

Einige Tage später kamen infolge einer Einladung des Kriminalrathes im Gasthause „Zum weißen Schwan" etwa fünfzig durchaus angesehene Männer zusammen, um, wie Jener vorgeschlagen hatte, eine Gedenkfeier für ihren gemeinsamen Freund Wartesheim zu begehen und zugleich zu berathen, wie der leider noch immer in tiefstes Dunkel gehüllte Mörder entdeckt werden könne. Es wurden diesfalls verschiedene Vorschläge gemacht, von denen der des Instrumentenmachers Winter, den Mörder in Bettlerkreisen zu suchen, die meiste Zustimmung fand.

Solche Leute pflegen keine goldenen Uhrschlüssel zu besitzen, dachte Heider, ließ aber nichts davon verlauten, sondern versicherte vielmehr, die angedeutete Spur verfolgen zu wollen. Dann gab er dem Gespräche eine andere Wendung, lenkte es unter Anderem auch auf Uhren und stellte endlich die Behauptung auf, daß, so gleichartig auch Taschenuhren scheinen mögen, es doch nichts Verschiedenartigeres als Uhrschlüssel gebe. Jeder sei anders, und er wette, was man wolle, mit seinem Schlüssel nicht eine einzige der Uhren der Anwesenden aufziehen zu können.

Lachend wurde die seltsame Wette angenommen und Heider Uhr um Uhr dargereicht. Seine Behauptung bestätigte sich. Schon hatte er über vierzig Uhren probirt, doch zu keiner paßte der Schlüssel.

„Sie haben gewonnen!" hieß es von allen Seiten, allein er bestand darauf, die Probe fortzusetzen.

„Aber, mein Gott, was haben Sie davon?" sagte Winter, als sich Heider auch seine Uhr erbat.

„Lassen Sie mir das Vergnügen," erwiederte Heider, den ernsten Zweck, den er verfolgte, durch ein Lächeln maskirend. „Vertrauen auch Sie mir Ihre Uhr an, ich werde sie gewiß nicht verschwinden lassen."

Kopfschüttelnd und sichtlich ungern übergab Winter dem Kriminalrathe das Verlangte. Es war eine massiv goldene Uhr, ein neuartiges, englisches, sehr theueres Erzeugniß. Nur reiche Leute konnten sich damals solch' eine Uhr gönnen. Sie wurde denn auch gebührend bewundert, ehe der Rath daran ging, den Schlüssel zu probiren.

Man kann nicht sagen, daß die Gesellschaft auf das Resultat der Probe besonders gespannt gewesen wäre, dennoch aber wurde sie durch dessen Verkündigung überrascht. Ein Schlüssel, der zu zweiundvierzig Uhren nicht gepaßt hatte, paßte zu der dreiundvierzigsten vollkommen.

Das war sicher merkwürdig.

Kriminalrath Heider wunderte sich darüber am meisten.

„Ich habe meine Wette verloren," sprach er endlich. „Es heißt, künftighin vorsichtiger zu sein."

„Ja, aber warum haben Sie denn überhaupt gewettet?" fragte Winter, indem er seine Uhr wieder an sich nahm. „Mir scheint, da steckt etwas dahinter."

„Allerdings," erwiederte lächelnd der Gefragte. „Dieser Uhrschlüssel ist gefunden worden, und da ich seinesgleichen vorher noch nie zu Gesichte bekommen hatte, wollte ich wissen, zu welcher Gattung von Uhren er gehöre."

„Das hätten Sie auch offen sagen können," versetzte Winter, eine gewisse Gereiztheit und Erregung verrathend. „Wozu uns hinter's Licht führen?"

„Verzeihung, es war ein Spaß, nichts weiter."

„Mit Verlaub, mir scheint er nicht am Platze, dieser Spaß. Wir kamen zusammen, um das Andenken Wartesheim's zu ehren, und Sie haben uns — aufgezogen."

Ein schwaches Lächeln floh über Winter's bleich gewordenes Angesicht. Der Scherz sollte den Vorwurf mildern, den er gegen Heider erhoben hatte, und thatsächlich schien ihm dieser nichts nachzutragen. Er sprach von nun an angelegentlicher mit ihm, als mit den übrigen Anwesenden, aber Winter gab kurze, oft ganz verkehrte Antworten. Er war offenbar zerstreut, aber obwohl er auf seinem Stuhle unruhig hin und her rückte und häufig mit unverkennbarer Ungeduld nach der Wanduhr blickte, nahm er doch nicht Abschied von der Gesellschaft. Er schien, wie man zu sagen pflegt, die Nachrede zu fürchten und harrte aus, bis die Versammlung aufbrach.

Es war nach Mitternacht, als dies geschah. Vorher hatte man noch den Beschluß gefaßt, demnächst wieder zusammen zu kommen, um etwaige Maßnahmen behufs Erforschung des Mörders zu ergreifen, sowie die Höhe des Preises zu bestimmen, der auf dessen Kopf ausgesetzt werden sollte.

Winter hatte tausend Gulden vorgeschlagen und war bereit, die Hälfte selbst zu erlegen. Er wiederholte dies Versprechen noch auf der Straße und reichte Heider die Hand zur Bekräftigung seines Wortes. Dann entfernte er sich.

Gedankenvoll sah ihm Heider nach.

Was hatte der Mann? Seine Hand war so kalt und feucht, und seine Stimme hatte gezittert wie die eines Menschen, den Fieberschauer schütteln. War er der Eigenthümer des Uhrschlüssels und der Mörder Wartesheim's?

Heider wagte es kaum zu denken, indessen — was ist unmöglich auf dieser Erde? Aber welch' einen Beweggrund sollte der angesehene, in den glücklichsten Verhältnissen lebende Mann gehabt haben, seinen Freund aus der Welt zu schaffen?

Das war zu erforschen, und Heider schritt sogleich an's Werk. Einer der Herren, in deren Gesellschaft er heimging, hatte Winter geduzt. Er schien ihn also gut zu kennen. An diesen wandte sich der Beamte.

„Sagen Sie mir, Herr Gruber," begann er, „kennen Sie Winter näher?"

„O ja, sehr gut, von der Schule her noch."

„Nun, dann können Sie mir wohl Auskunft geben. Waren Wartesheim und Winter, wie man zu sagen pflegt, nicht dicke Freunde?"

„Ja, das waren sie. Selten verging ein Tag, an dem sie nicht beisammen waren. Ganz natürlich. Hatten sie doch ein und dieselbe Leidenschaft."

„So? Und welche?" fragte Heider rasch und sah seinen Begleiter in gespannter Erwartung an.

Das Wort Leidenschaft war ihm eben wie ein Blitz durch die Seele gefahren. Er witterte darin den Schlüssel zur Lösung des Räthsels, vor dem er seit zwei Wochen stand. Und er mußte wohl etwas Dergleichen erhalten haben, denn trotz der späten Nachtstunde begab er sich nicht nach Hause, sondern in das Kriminalgerichtsgebäude und verfolgte nach kurzem Verweilen daselbst jenen Weg, der in die Vorstadt Neubau führte.

Dort wohnte Joseph Winter in der Luftschützgasse. Er nannte ein prächtiges Haus und ein blühendes Geschäft sein eigen. Aber nicht nur deshalb, sondern auch seines makellosen Wandels wegen war er angesehen und wurde von gar Vielen für ausnehmend glücklich gehalten.

Nun, sonst mochte er es wohl gewesen sein, heute jedoch war er offenbar das gerade Gegentheil. Bleich und verstört saß er am Tische und starrte, trüben Gedanken nachhängend, in das flackernde Kerzenlicht. Vor einer Stunde bereits aus der Versammlung im „Weißen Schwan" heimgekehrt, hatte er sich noch gar nicht ausgekleidet und dachte augenscheinlich nicht daran, sich zur Ruhe zu begeben.

Was mochte ihn bewegen? Warum ging sein Athem so schnell, warum schauerte er zuweilen und warum sprang er nun auf und ging ruhelos im Gemache auf und nieder? War's nicht, als suche er nach einem Auswege, nach einem rettenden Gedanken?

Endlich gegen Morgen mochte er ihn gefunden haben. Seine Augen verriethen einen festen Entschluß. Rasch trat er an den Schreibtisch, ein alterthümliches Möbel, das zwischen den beiden Fenstern des Gemaches stand, und öffnete denselben. Es blitzte und blinkte im Scheine der Kerze. Gold, Silber und Juwelen leuchteten ihm entgegen. Seine Augen weideten sich eine Weile an dem Anblicke der glitzernden Dinge. Er war wie berauscht von ihrem Glanze.

Gewaltsam riß er sich endlich los, nachdem er etwas an sich genommen und in ein Blatt Papier gehüllt hatte. Dann verlöschte er das Licht und verließ behutsam das Zimmer.

Es war bereits heller Tag, als er in's Freie trat. Forschend sah er sich nach allen Seiten um und war sichtlich unangenehm berührt, in der Nähe seines Hauses einen Menschen zu gewahren, dessen Kleidung den Taglöhner verrieth. Langsam kam er die Straße herauf. Winter ging ihm nicht entgegen, sondern schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Der Mann flößte ihm solch' eine Scheu ein, gleichwie als hätte er gewußt, daß derselbe bereits seit zwei Stunden das „Geigenmacherhaus" bewacht habe.

Auf den steinernen Stufen dort hatte er gesessen und war erst, als er Schritte im Flur vernahm, aufgesprungen und eine Strecke weit aus der Nähe des Hauses gewichen, so daß es den Anschein gewann, er komme zufällig des Weges daher. Gleichzeitig waren zwei andere Männer, die, etwa hundert Schritte von Winter's Wohnhause entfernt, in einer öffentlichen Gartenanlage gesessen hatten, aufgestanden und in das Gebüsch geschlüpft. Einer dieser Männer war Kriminalrath Heider.

Winter ging ganz nahe an dessen Versteck vorüber, allein er bemerkte ihn nicht und schien auch den ihm langsam folgenden vermeintlichen Taglöhner nicht mehr zu beachten.

Erst als er das sogenannte Glacis, den mit Bäumen und dichtem Gebüsch bedeckten Raum zwischen der von hohen Wällen umgürteten Stadt und ihren Vorstädten, erreicht hatte,

warf er wieder spähende Blicke nach allen Seiten. Ringsum war Niemand zu sehen. Winter schien nur darauf gewartet zu haben, denn er wich sofort vom gebahnten Wege ab und drang in das Buschwerk ein. Zuerst brach er sich in gerader Richtung Bahn, dann aber wandte er sich, als gelte es, Jemand irrezuführen, bald nach links, bald wieder nach rechts.

Auf einem kleinen freien Platze endlich stand er still, warf rasch den Mantel ab, kniete auf dem von Maulwurfshaufen bedeckten Boden nieder und begann mit seinen Händen die Erde aufzuwühlen. Einige Minuten vergingen in fieberhafter Thätigkeit. Ihr Resultat war ein mehr als fußtiefes Loch. Finster und trostlos, als wär's ein Grab, das sein Liebstes verschlingen sollte, starrte er hinein. Dann zog er ein Päckchen aus der Tasche und warf es in das Loch.

In diesem Augenblick schlug ein Geräusch an sein Ohr. Die Büsche knackten, und drei Männer betraten die Lichtung.

Winter schnellte empor und wollte fliehen. Doch schon hatte ihn einer der Ankömmlinge am Arme erfaßt und hielt ihn fest.

„Halt, was machen Sie hier?“ rief er dabei.

Winter war fassungslos. Er gab keine Antwort. Was konnte ihm aber auch überraschender sein, als den Kriminalrath Heider vor sich zu sehen? Dieser wiederholte seine Frage. Indessen hatte einer seiner Begleiter bereits das Päckchen aus dem Loche genommen und reichte es ihm.

Heider schlug die Hülle auseinander: mehrere Gold- und Silbermünzen leuchteten ihm entgegen.

„Ah,“ sagte er, den Blick von seiner Beute zu Winter erhebend, „wem gehören diese Münzen?“

„Mir,“ flüsterte der Gefragte todtenbleich, „mir, Herr Kriminalrath!“

„So? Und Sie wollten den kostbaren Stücke hier verscharren? Warum?“

„Ich fürchtete Diebe.“

„Diebe?“ meinte Heider spöttisch. „Nein, Herr Winter, Sie fürchten etwas ganz Anderes. Soll ich Ihnen sagen, was?“

Winter hatte sich einigermaßen gefaßt.

„Wenn's beliebt!“ antwortete er.

„Nun denn, Herr Winter, nicht die Angst vor Dieben bestimmte Sie, diese höchst seltenen und kostbaren Münzen hier zu verscharren, sondern die Furcht, durch deren Besitz der Ermordung Ihres Freundes Wartesheim überführt zu werden.“

„Herr, was fällt Ihnen ein? Wie können Sie das behaupten? Ich sollte Wartesheim ermordet haben? Ja, warum denn?“ schrie Winter.

„Dieser Münzen wegen! Sie und er hatten nur eine Leidenschaft, die für das Sammeln seltener Münzen.“

„Ganz richtig!“ fiel Winter, immer muthiger werdend, ein. „Diese Passion vereinte uns. Aber wer wagt es, daraus auf Mord zu schließen?“

„Ich,“ versetzte Heider furchtbar ernst, „ich, Herr Winter. Und wissen Sie, wer mir das Recht dazu gibt? Dieser!“

Er hielt ihm den Uhrschlüssel vor Augen und sprach dabei weiter: „Jawohl, Herr Winter, denn diesen Schlüssel habe ich auf der Mordstätte gefunden. Ich sagte mir damals, er müsse einem Bekannten Wartesheim's gehören, und um zu erfahren, ob diese Annahme richtig sei, berief ich die Versammlung im „Weißen Schwan“. Und siehe da, der Schlüssel paßte nur zu Ihrer Uhr.“

„Andere Leute haben auch solche Uhren, und nicht Alle, die Wartesheim kannten, waren im „Schwan“,“ versetzte Winter. „Lassen Sie mich!“

„Nein!“ rief Heider, fest entschlossen, den Ertappten in die Enge zu treiben. „Seitdem ich wußte, daß der Schlüssel Ihnen gehört haben könnte, waren Sie mir des Mordes verdächtig. In dem Momente jedoch, als ich von Ihrem Freunde Gruber erfuhr, daß Sie gleich Wartesheim ein leidenschaftlicher Münzensammler seien, erschienen Sie mir stark belastet. Hatte ich doch die Münzensammlung des Ermordeten in Unordnung gefunden, und wie unruhig waren Sie, als es sich zeigte, der gefundene Schlüssel passe zu Ihrer Uhr! Sie ahnten bereits damals meinen Verdacht und fürchteten wohl, ich würde in Ihrer Behausung erscheinen, Alles durchsuchen, die Münzen finden und Sie des Mordes beschuldigen. Dem mußten Sie vorbeugen und deshalb kamen Sie hierher, Ihre Beute zu bergen. Ich habe dergleichen erwartet und Sie deshalb schon seit ein Uhr beobachtet. Und das war gut, denn sonst wäre mir der wichtigste Beweis Ihrer Schuld entgangen. Hier ist er — es sind die geraubten Münzen.“

„Oho!“ vertheidigte sich Winter. „Wo ist Derjenige, der beweisen kann, daß diese Münzen Wartesheim gehörten?“

„Auch der wird sich finden!“ erwiederte Heider in zuversichtlichem Tone.

Und er hatte Recht. Schon wenige Stunden später war durch Zeugen der Beweis erbracht, daß die Münzen, welche Winter verscharren wollte, noch kurz vor Wartesheim's Ende in dessen Besitze gewesen und von ihm, ihrer Seltenheit wegen, als unveräußerlich bezeichnet worden seien.

Noch immer leugnete Winter. Als ihm jedoch vorgehalten wurde, daß er am Pfingstmontage seine Wohnung schon um sechs Uhr Morgens verlassen, und er angeben sollte, wo er die Zeit bis zu seiner um zehn Uhr erfolgten Rückkehr zugebracht habe, da endlich brach er unter der erdrückenden Last der Beweise zusammen und gestand seine Schuld.

Schon längst von dem brennenden Verlangen nach dem Besitze einiger Münzen aus dessen Sammlung erfüllt, hatte er sich am Pfingstmontage zu ihm begeben und, als sein neuerliches, sehr vortheilhaftes Kaufangebot schroff zurückgewiesen wurde, dem Freunde ein Messer in den Leib gerannt. Und zwar, wie er in großer Zerknirschung ausdrücklich zugab, nicht etwa in plötzlich aufwallendem Zorne, sondern mit Vorbedacht, in Ausführung eines schon früher gefaßten Entschlusses, die Münzen um jeden Preis zu erlangen.

Den Verlust des Uhrschlüssels auf der Mordstätte habe er nicht bemerkt, sondern geglaubt, denselben später auf der Straße verloren zu haben. Gesehen habe ihn Niemand, und so sei er ohne Furcht gewesen bis zu dem Abend, wo die Versammlung im „Weißen Schwan“ stattfand.

Nachdem er dieses Bekenntniß abgelegt hatte, wurde der Mörder in den Kerker abgeführt und bald darauf zum Tode verurtheilt. Kaiser Franz I. änderte jedoch dieses Urtheil mit Rücksicht auf Winter's schuldlose Familie in lebenslangen schweren Kerker ab.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine prinzliche Gründung. — Die Hauptstadt von Florida, Tallahassee, ein Ort von etwa 3000 Einwohnern, liegt in der sogenannten Riviera der Halbinsel. Das Städtchen, erst 1825 gegründet, liegt idyllisch versteckt zwischen Lebenseichen und den verschiedensten Obst- und Fruchtbäumen auf einer Anhöhe.

Bei der Anlage dieses Platzes wirkte ein veritabler Prinz mit, und zwar Achille Murat, ältester Sohn des berühmten Reiterführers und gewesenen Königs von Neapel Murat. Derselbe wanderte nach der Hinrichtung seines Vaters nach Amerika aus, wo er sich schließlich nach vielfachen Irrfahrten im Nordwesten von Florida niederließ. Dort baute er sich eine bescheidene Blockhütte und wurde regelrechter Farmer, indem er sich nebenbei noch als Advokat beschäftigte. Im grellsten Gegensatz zu seinem putzsüchtigen Vater trieb er die Bummelei in seiner Kleidung so weit, daß er dieselbe nur wechselte, wenn sie ihm buchstäblich vom Leibe fiel. Er wurde ein eifriger Verehrer des Whisky und ein leidenschaftlicher Tabakraucher.

Bald nach seiner Niederlassung in dem heutigen Tallahassee, wo er, wie gesagt, mit das erste Häuschen baute, lernte er eine junge hübsche Wittwe, Namens Gray, kennen. Die Dame hatte beim Tanze etwas große Schuhe an, davon sie einen während desselben verlor. Der galante Prinz nahm ihn auf, füllte ihn mit Whisky und leerte ihn auf das Wohl der Schönen; auf diese Weise kam er unter den Pantoffel einer hübschen Virginierin. Leider plagte ihn seine Schwiegermutter durch lästigen Reinlichkeitssinn, indem sie ihm unter Anderem verbot, auf den Boden zu spucken. Seine Königliche Hoheit wußte sich jedoch auch in dieser Lebenslage zu helfen. Er brachte jedesmal seinen Hund mit und benutzte denselben als Spucknapf.

Der Prinz hatte in der Neuen Welt auf alle früheren Titel verzichtet, während seine republikanische Frau stets großes Gefallen an ihren königlichen Beziehungen und dem Titel „Prinzessin“ fand. Das Paar lebte theils auf Murat's 300 Acker umfassender Farm bei Tallahassee, theils auf einem ihm gehörigen Gute in einer anderen Gegend Floridas. Alte Leute können sich noch recht gut der kunterbunten Wirthschaft erinnern, wie sie im Hause des Exprinzen herrschte. Dort sah man z. B. einen goldenen Schöpflöffel in einem rohen hölzernen Wassereimer, einen kunstlosen Bretterschemel neben einem schwervergoldeten Lehnsessel, und auf einer armseligen Bettstelle wappendurchwirkte Damastdecken.

An Sonderbarkeiten war dieser Prinz reich; so setzte er einer Gesellschaft einstmals gebratene Krähen und Habichte vor, ein anderes Mal ein Ragout von Schweineschwänzen und -Ohren, die er den lebenden Thieren abschneiden ließ, weil er sie noch nicht schlachten lassen wollte. Seine Sklaven zwang er einmal, zur Probe Kirschbaumsägespäne zu essen, und seiner Frau bereitete er die Ueberraschung, eines Tages ihre ganze Garderobe roth gefärbt zu finden, weil er einen neuen Farbstoff eigener Erfindung probiren wollte. Um den Prinzen zum Wechseln der Kleider zu bewegen, mußte seine Frau in Gemeinschaft mit dem Diener stets allerhand Intriguen ersinnen. Der städtegründende Prinz starb schon in einem Alter von 46 Jahren, woran wohl sein unordentliches Leben mit Schuld sein mochte.

[O. v. B.]

Ist der Laubfrosch ein Wetterprophet? — Bei dem hohen Ansehen, das der Laubfrosch allgemein als Wetterprophet genießt, sind die Untersuchungen von besonderem Interesse, die kürzlich der bekannte Zoologe R. v. Lendenfeld über die prophetische Begabung des Laubfrosches in Wettersachen angestellt hat. Im vergangenen Herbst suchte der genannte Forscher durch fortgesetzte Beobachtungen an zehn Laubfröschen festzustellen, in welcher Beziehung das Aufsteigen und Absteigen derselben zum Wetter ständen. Er hatte in den Behälter der Frösche eine Leiter gesetzt, deren zehn Sprossen mit den Zahlen 1 bis 10 von unten nach oben bezeichnet waren. Die Nummer einer jeden Sprosse wurde mit der Zahl der auf ihr sitzenden Frösche vervielfältigt und die verschiedenen Resultate wurden zusammengezählt und vermerkt. Jeden Tag wurden 3 bis 5 Ablesungen an der Froschleiter vorgenommen und daraus die Durchschnittszahl als Tagesmittel bestimmt. Indem man die einzelnen Tagesmittel durch Linien miteinander verband, erhielt man eine Kurve, die das Verhalten der Laubfrösche sichtbarlich darstellte. Diese Bewegungslinie der Frösche wurde nun mit den gleichzeitigen Verhältnissen des Regens, der Bewölkung und des Luftdrucks verglichen. Durch die erwähnte Einrichtung hatte man sich sozusagen ein Froschbarometer geschaffen. Während der 86tägigen Beobachtungsdauer nun regnete es 26mal, 10mal bei tiefem, 16mal bei hohem Froschbarometerstand. Vom vorhergehenden Tage bis zum Regentage war die Froschkurve 11mal absteigend und 15mal ansteigend. Demnach übt der Regen auf das Verhalten der Laubfrösche durchaus keinen Einfluß aus, und es kann daher auch ihr tiefes Sitzen als ein Anzeichen nahenden Regenwetters nicht angesehen werden. Hin-

sichtlich der Bewölkung traf an 38 Tagen starke Bewölkung mit hohem Stand des Froschbarometers und schwache Bewölkung mit niederem Stand desselben zusammen. An 50 Tagen war jedoch das Umgekehrte der Fall, indem die Frösche bei hellem Wetter oben, bei trübem Wetter aber unten saßen. Auch der Meinung, daß die Laubfrösche bei starker Luftfeuchtigkeit mehr einen tieferen, bei schwächerer Luftfeuchtigkeit einen höheren Standpunkt aufsuchen, widersprach ihr Verhalten im Allgemeinen, denn an 51 Tagen stimmte ihr Platz zwar mit dieser Annahme überein, an 35 Tagen dagegen nicht. Am meisten zeigten sich die Frösche noch vom Luftdruck abhängig. Bei hohem Luftdruck stiegen sie hinauf, bei niederem Luftdruck dagegen hinab. So verhielten sie sich an 55 Tagen der Beobachtungsdauer, während das Verhältniß an 30 Tagen umgekehrt war. Ein Hinabsteigen der Frösche einen oder zwei Tage vor dem Eintritt einer bedeutenderen Verringerung des Luftdrucks war nicht wahrnehmbar. Nach diesen Untersuchungen ist R. v. Lendenfeld der Ansicht, daß den Laubfröschen im Großen und Ganzen die Gabe der Wetterprophezeiung nicht zukommt und daß darum ihr Aufsteigen und Absteigen von den Witterungsverhältnissen nicht beeinflußt wird. [Th. S.]

Ein merkwürdiges Projekt. — Rußlands Absichten auf Ostindien sind keineswegs neueren Datums. Der erste umfassende Plan, die Engländer in Ostindien anzugreifen, war eine jener Ideen, welche sich in dem Kopfe des unglücklichen Kaisers Paul besonders in der letzten Zeit seines Lebens unaufhörlich kreuzten. Zu den merkwürdigsten und abenteuerlichsten Sprüngen, die dieser Monarch in seiner wechselvollen Politik machte, gehört die Thatsache, daß er nach der Schlacht von Marengo aus einem heftigen Gegner ein Freund und Bewunderer Napoleon's wurde und vor Begierde brannte, sich mit ihm gegen England zu verbünden. Ein integrirender Theil des abzuschließenden Schutz- und Trutzbündnisses war ein Entwurf zur gemeinschaftlichen Zertrümmerung der britischen Macht in Ostindien. Zu diesem merkwürdigen Plane gehörten folgende Einzelheiten: Frankreich sollte ein Truppenkorps von 35,000 Mann, mit leichten Geschützen und begleitet von Ingenieuren, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern unter dem Oberbefehl des Generals, späteren Marschalls Massena, bei Straßburg konzentriren, nach Ulm senden, dort auf der Donau einschiffen und in's Schwarze Meer hinabfahren lassen. Hier sollte das Armeekorps von einer russischen Transportflotte aufgenommen und durch die Straße von Jenikale in's Asow'sche Meer gebracht werden, um bei Taganrog an's Land zu steigen. In einem mit allem möglichen Komfort ausgestatteten Erholungslager sollte eine achttägige Rast gehalten werden, dann aber der Marsch zu Lande in östlicher Richtung über Neu-Tscherkask und Sarepta nach Zarizin am Don angetreten werden. Hier würden sich die zu dieser Expedition bestimmten, unter das Kommando des Generals Grafen Bezborodko gestellten, ebenfalls aus 35,000 Mann bestehenden und viele leichte Artillerie mitführenden russischen Armeekorps vereinigt haben. Endlich sollten sich in der Ebene von Gorodek, am linken Ufer der Wolga, 60 Werst oberhalb Astrachan, 50,000 Kosaken dem Heere anschließen. Dieses sehr ansehnliche Heer gedachte der Kaiser mit allen Bedürfnissen zu versorgen und dabei die französischen Offiziere und Armeebeamten vorzugsweise zu bedenken. Erst auf eine so glänzende Weise ausgestattet, sollte das Heer auf dem Kaspischen Meer eingeschifft werden und in Astrabad den persischen Boden betreten. Es waren bereits Befehle zur Anlegung von Depots, Magazinen und Lazarethen und zur Feststellung einer sicheren und regelmäßigen Kommunikation über Herat, Ferah und Kandahar ausgefertigt, 140 Tage waren für den Marsch von dem Sammelplatz der französischen Truppen bei Straßburg bis Kandahar berechnet. Noch war die Korrespondenz, die sich auf diese Unternehmung bezog, zwischen dem Kabinet von St. Petersburg und Napoleon sehr lebhaft, als auf einmal durch den Tod des Kaisers Paul der ganze Plan vereitelt wurde und fast der Vergessenheit anheimfiel, während die Großartigkeit des Entwurfes, der in dem schnell aufflodernden, aber stets auch bald wieder verlodernden Feuer der Phantasie dieses Kaisers geboren war, es wohl verdiente, ihn derselben zu entziehen. [v. M.]

Humoristisches.



Naiv.

Fritzchen: Du, Mama, unsere Friederike ist 'mal unordentlich.
Mutter: Wieso denn?
Fritzchen: Ja, sie geht immer mit ihren Zähnen und mit ihrem Zopfe zu Bette, das thust Du doch niemals.



Kennzeichen.

Maler: Sehen Sie, das ist das Bild Ihres Sohnes, des Studenten.
Herr: Er ist aber schlecht zu erkennen. Hat er das Bild bezahlt?
Maler: Nein.
Herr: Ah, nun erkenn' ich ihn.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 43:

Nichts wie die Schmeichelei ist so gefährlich dir:
Du weißt es, daß sie lügt, und dennoch glaubst du ihr.

Räthsel.

Bald steig' ich auf, bald schweb' ich nieder,
Bald bin ich arm an Glanz, bald reich;
Bald nehm' ich ab, bald wachs' ich wieder
Und bleib' an Umfang dennoch gleich.
Oft bin ich voll, doch nie betrunken;
Ich bleibe fern von Wein und Bier,
Und bin ich noch so tief gesunken,
So steh' ich höher doch als ihr.
Denn in den allerhöchsten Kreisen
Beweg' ich mich — so steht's mir an;
Nicht auf gewöhnlichen Geleisen,
Wie ihr, durchlauf' ich meine Bahn.
Von meinem Silber spricht man häufig,
Doch hab' ich nur geborgten Schein;
Auch Wechsel sind mir sehr geläufig,
Sie stellen fort und fort sich ein.
Am liebsten sind mir Menschenpaare,
Wenn Liebe Hand mit Hand verflicht;
Ich mache, wenn ich sie gewahre,
Mein allerfreundlichstes Gesicht.

Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Silben-Räthsels in Nr. 43:

Hundesteuer.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.